

Daniel Weber

Traumgeschichten – Zweites Buch

Daniel Weber

Traumgeschichten

Einblicke in die Psyche eines Dichters

Kurzgeschichtensammlung

Zweites Buch

Für Susi,
meine Privatpsychologin
und gute Freundin;
solltest Du beim Lesen
der Traumgeschichten
auf Hinweise stoßen,
welchen psychischen Knacks
ich haben könnte,
gib mir bitte Bescheid.

Vorbemerkung

Die folgenden Kurzgeschichten sind allesamt von Träumen inspiriert, die ich wirklich geträumt habe; sie sind jedoch nicht gänzlich authentisch, denn naturgemäß habe ich sie literarisch bearbeitet.

Ich präsentiere also hier ausgewählte Träume, die ich zu Kurzgeschichten umgeformt habe. Auf die Idee bin ich gekommen, als ich begonnen habe, ein Traumtagebuch zu führen.

Ein Schriftsteller braucht nicht Alkohol zu trinken oder Drogen zu nehmen, um Verrücktes zu schreiben, er braucht nur träumen; seine Träume sind verrückt genug.

Die römischen Ziffern vor den Titeln bezeichnen übrigens einzig und allein die Nummer der jeweiligen Geschichte, einfach um einen Überblick zu behalten, wie viele Geschichten es sind und welche man gerade schreibt (in meinem Fall) oder liest (im Falle der geschätzten Leserschaft). Die Nummern sollen nicht suggerieren, dass die Geschichten in irgendeiner Weise zusammengehören, die über ihren Traumcharakter hinausreicht. Sie sind chronologisch danach geordnet, in welcher Reihenfolge ich sie geträumt habe. Mehr System gibt es hier nicht.

Daniel Weber

PS: Für den Fall, dass sich auch Psychologen für meine Traumgeschichten interessieren und sie psychologisch

interpretieren wollen, bitte ich, dass mir die etwaigen Ergebnisse dazu mitgeteilt werden; ich würde sehr gerne mehr über meinen offensichtlichen psychischen Knacks erfahren

Danke im Voraus.

XXXVI. Eine Dokumentation

Wir sehen eine Dokumentation:

Schauplatz ist ein kleines WC, in welchem ein junger Mann gerade ein größeres Geschäft verrichtet; ausgestattet ist der Raum mit einem kleinen Fenster, das gekippt ist, einem kleinen Beistelltisch, auf dem einige Magazine liegen, einem kleinen Waschbecken und einem darüber hängenden Spiegel.

Der junge Mann raucht eine Zigarette.

Eine Wespe kommt durch das gekippte Fenster hereingeflogen; der junge Mann erschrickt, zieht den Kopf ein und beäugt die Wespe misstrauisch; er hat offenbar Angst vor diesem kleinen Störenfried.

Um die Wespe zu vertreiben, bläst er sie mit Rauch an, doch sie lässt sich nicht davon stören. Sie fliegt ihre Runden, summt dabei laut; und der junge Mann ist nervös und kommt nicht zur Ruhe, er muss die Wespe im Auge behalten.

Schließlich fliegt die Wespe in jene Ecke des Raums, wo sich die Decke mit den Wänden trifft. Dort nämlich hängt ein Bündel schwarzer Fäden.

Als sich die Wespe diesen schwarzen Fäden nähert, wird sie mit einem Male von diesen umschlungen, zusammengedrückt und in deren Mitte gezogen. Sie wehrt sich, summt verzweifelt, kann sich aber nicht befreien, und bald ist sie von den Fäden so dicht eingewickelt, dass sie nicht mehr zu sehen ist.

Wenig später lösen sich die Fäden wieder, baumeln wieder herab, und die

Wespe ist verschwunden. Und gleich darauf ziehen sich die schwarzen Fäden in einem Spalt der Decke zurück und verschwinden.

Der junge Mann hat dieses Schauspiel mit Staunen verfolgt.

Der Kommentator der Dokumentation sagt: „Diese fadenartigen Raubtiere treten in Rudeln auf; sie sind Fleischfresser und ernähren sich, ähnlich der Spinnen, von Insekten und Ungeziefer, die sich in ihren gemeinsamen Fängen verheddern. Sodann werden sie verzehrt.

Nach dem Verzehr wechseln die Fäden ihren Standort; sie jagen nie zweimal am selben Ort.“

XXXVII. Der kleine Hund mit dem großen Geheimnis

Ein kleiner Hund zieht durch die Straßen.

Als er kurz zuvor noch ein Mensch war, tötete er in einer Tankstelle eine Frau und einen Mann; die Frau tötete er zufällig und unkoordiniert, den Mann mit offener Tötungsabsicht und sehr grausam.

Der kleine Hund ist 1500 Jahre alt, so wollen es zumindest die Medien.

Und nun zieht der kleine Hund durch die Straßen, blutdurstig und andere Hunde mordend.

XXXVIII. Der Vater mit der Sprengstoffweste

Eine kleine Familie fährt mit dem Auto einen Umweg über die Autobahn, und zwar wegen des kleinen Sohnes, der etwas Schlimmes gemacht hat, etwas sehr Schlimmes.

Bei einer Tankstelle bleibt das Auto stehen und die Familienmitglieder steigen aus, Vater, Mutter und Sohn; der Vater trägt eine Sprengstoffweste.

Der Sohn ist verstört ob dieses Anblicks und klammert sich an die Mutter; er hat sichtlich Angst, er hat Angst vor einer möglichen Explosion, er würde gerne in Ohnmacht fallen; und er hat Angst, dass er bei einer möglichen Explosion schwer verletzt werden könnte.

Diese Ängste gesteht der kleine Junge seiner Mutter; diese jedoch beruhigt ihn nicht mit den Worten: „Es ist erlaubt, dass Papa hier eine Sprengstoffweste trägt.“

XXXIX. Die Radrennfahrerin

Die junge Radrennfahrerin sitzt mit ihrem großen Idol, dem berühmten Radrennfahrer, an einem Tisch; er zeigt ihr, wie sie ihren Motorradhelm für das Radrennen optimieren kann. – Offenbar müssen heutzutage sogar schon bei Radrennen Motorradhelme getragen werden.

Der berühmte Radrennfahrer zeigt ihr, wie sie das Kinnstück des Helmes herauschneiden muss, um die

bestmögliche Aerodynamik zu ermöglichen, womit sie um einiges schneller fahren könne.

Dies tut sie, zum Entsetzen aller; sie jedoch ist nun siegesgewiss, weil nun keiner mehr schneller fahren könne, als sie.

Nach einiger Zeit ist ein wichtiges Radrennen in vollem Gange; der Kurs des Rennens geht durch eine kleine Stadt mit verwinkelten Gassen und Alleen, deren Bäume in üppigem Wuchs stehen und also viele Äste auf die Strecke hängen lassen, die die Radrennfahrer behindern.

Es schüttet wie aus Eimern und die Strecke ist schlecht zu befahren.

Die junge Radrennfahrerin muss bei einer besonders schwierigen und von Ästen beinahe undurchdringlichen Stelle ihr Rad schieben und fürchtet, sie werde das Rennen nicht mehr gewinnen können.

Doch bald lässt sie die Hindernisse hinter sich, der Regen vermindert sich zu einem erträglichen Nieseln und sie steigt wieder auf und tritt mit ganzer Kraft in die Pedale! Sie will gewinnen!

Bald holt sie eine ihrer Konkurrentinnen ein, die jedoch zu Fuß unterwegs ist und läuft – offenbar hat sie ihr Rad verloren.

Die junge Radrennfahrerin holt auf, ist Kopf an Kopf mit ihr, sie kommen zu einer scharfen Kurve, nach der die Einfahrt eines garagenähnlichen Raums auftaucht; horizontal, von einer Garagentorseite zur anderen, ist da das Band gespannt, welches die Zieleinfahrt anzeigt.

Die junge Radrennfahrerin tritt noch einmal ordentlich in die Pedale und erreicht das Zielband mit dem Vorderreifen ihres Rades nur um ein Weniges eher, als ihre laufende Konkurrentin!

Sie hat gewonnen, der Jubel ist groß, sie ist Erste!

Ihre Konkurrentin ist wütend und würdigt sie keines Blickes!

Wenig später ist sie dabei, in dem Raum, der das Ziel der Rennstrecke ist und gleichzeitig als vorläufiger Abstell- und Aufbewahrungsraum für die Rennräder dient, ihr Rennrad zu verstauen. Umständlich spannt sie die orange Schutzdecke darüber und hängt es, ebenso umständlich, zu den anderen Rädern.

Dann, als die junge Radrennfahrerin bereits längst zu Hause ist und mit ihren Freunden zusammensitzt, bemerkt sie, dass sie ihre Glückskette in der Tasche ihrer Radrennjacke vergessen hat! – Eine Katastrophe!

XL. Der Schwertkämpfer

Ein schöner Jüngling aus wohlhabendem Hause ging an einem Nachmittag im Frühling in den weitläufigen Garten seines Zuhauses, um sich von den Strapazen seiner geisteswissenschaftlichen Studien und literarischen Arbeiten zu erholen.

Er ging mit einem Holzsword in der Hand; und als er auf einer weiten Wiese

angelangt war, begann er, mit diesem Holzsword gegen Feinde aus seiner lebhaften Phantasie zu kämpfen! Horden von Orks erschlug er, spaltete er, metzelte er nieder; er schlug ihnen die Köpfe ab in der Verteidigung eines phantastischen Reiches voller Wunder, das Gefahr lief, von der ewigen Dunkelheit umschlossen zu werden.

Heldhaft kämpfte er; oft wurde er zurückgedrängt, kam in gefährliche Situationen, einmal wäre er sogar fast von einer vergifteten, zackigen Orkklinge verletzt worden, doch immer konnte er sich retten und verteidigte das Reich des Guten und des Lichts gegen die unförmigen Horden der Finsternis.

Und er scherte sich nicht um etwaige Beobachter, die ihn durchaus sehen hätten können, denn er versteckte sich nicht.

Nicht lange allerdings kämpfte er so, denn nach zehn oder fünfzehn Minuten beendete er seine Pause von seinen geisteswissenschaftlichen Studien und literarischen Arbeiten; er ließ das Schwert sinken und ging zurück zum Haus.

Er kam zu der kleinen Brücke, die über den schmalen Fluss, der durch den Garten verlief, führte; an dieser Stelle waren Fluss und Brücke von Büschen mit den schönsten Blüten umrandet.

Auf der anderen Seite der Brücke lag friedlich der Hund des Hauses, doch als der Jüngling achtlos sein Holzsword erhob und damit gegen die Büsche schlug, schreckte der Hund auf.

Die Stimme des Vaters war auf einmal beruhigend, und tadelnd, zu vernehmen; sie kam von irgendwo hinter den Büschen: „Ruhig, Hund! Ich weiß auch nicht, wer da ständig die Blüten schlagen muss!“

Der Jüngling freute sich, dass Blütezeit war!

XXI. Ein Casinobesuch

Ich stehe im Eingangsbereich eines Casinos und warte auf meine Freunde, mit welchen ich mich hier treffen möchte. Allerdings bin ich lange vor der Zeit hier; ich weiß nicht, wie das gekommen ist, ich ärgere mich.

Ich winke eine Angestellte des Casinos zu mir, eine dürre Frau mittleren Alters mit strohigen Haaren und faltigem Gesicht, und frage sie, nachdem ich mein Sakko auf den Kleiderständer im Eingangsbereich gehängt habe, ob es möglich sei, dass ich bis zur Ankunft meiner Freunde in meinem Hotelzimmer warten würde.

Sie meint, das sei selbstverständlich möglich.

Ich kündige an, eine halbe Stunde vor Eintreffen meiner Freunde wieder herunter in die Eingangshalle zu kommen; dann möchte ich noch fragen, ob man hier den Croupierberuf erlernen könne (denn ich möchte unbedingt Karten- und Jetontricks lernen; obwohl ich eigentlich Barkeeper sein möchte).

Doch anstatt rundheraus zu fragen, stottere ich herum und bringe nur heraus: „Obwohl ich eh studiere. . . .“

XLII. Der beschäftigte Ehrengast

An meinem Geburtstag wird mir zur Ehren in einem Restaurant ein Familienfestessen gegeben. Leider jedoch habe ich zu tun, ich muss eine Arbeit für die Universität schreiben, und setze mich deshalb nicht an den Tisch mit meiner Familie, sondern an einen Einzeltisch im unteren Stockwerk des Restaurants, um ungestört arbeiten zu können.

Ich breite auf dem Restauranttisch meine Arbeitsunterlagen aus und fange an zu arbeiten.

Ich merke, ich habe zu wenig Stoff für meine Arbeit über Goethes *Faust*; ich brauche noch ein Vergleichswerk; die Buchhandlung nahe des Restaurants sollte noch geöffnet haben, denke ich, also stehe ich auf und gehe kurzerhand hin.

Dort kaufe ich mir ein Werk mit dem Titel *Das Spiel des Doktor Faust*.

An der Kassa zahle ich und gehe wieder zurück ins Restaurant. Zwangsläufig komme ich dort auf meinem Weg zu meinem Arbeitsplatz an dem Tisch vorbei, an dem meine Familie sitzt; es sind schon einige Verwandte gekommen, Tanten und Onkeln, die mich teilweise verächtlich betrachten, weil ich literaturwissenschaftlichen Studien nachgehe, oder allgemein geisteswissenschaftlichen. Ich flüchte mich schnell wieder nach unten zu

meinem Arbeitsplatz, nachdem ich einer Tante auf ihre Frage hin versichert habe, mit gekünsteltem Lächeln, dass ich das nächste Mal wieder dabei sein werde.

An meinem Arbeitstisch im unteren Stockwerk wieder angelangt, ordne ich mir noch einmal meine Arbeitsunterlagen und möchte sodann *Das Spiel des Doktor Faust* aufschlagen, doch finde ich das eben gekaufte Buch nicht.

Kurz glaube ich, es stecke in meiner rechten Gesäßtasche, doch als ich hinfasse, merke ich, dass dies nur meine Geldbörse ist.

Ich habe das Buch verloren, oder im Buchladen vergessen.

XLIII. Die unglücklich verheiratete Frau

In einer Abendgesellschaft sitze ich nahe bei meiner Geliebten, einer dünnen Frau mit langen, braunen Haaren, dunklem Teint, eingefallenen Wangen und knochigen Armen, Händen und Fingern, mit der ich mich angeregt unterhalte.

Sie ist verzweifelt; sie gesteht mir, sie sei verheiratet, aber sehr unglücklich. Sie sei zu dieser Ehe vor einem Monat gedrängt worden. Ich halte ihre Hände in den meinen, während sie mir ihr Leid klagt.

Ich kann nur stammelnd dumme Ratschläge von mir geben, ich bin überfordert.

XLIV. Bilder voller Leichen

Auf diesen Bildern sieht man nur Leichen; diese Bilder sind voller Leichen.

Diese Leichen sehen übel zugerichtet aus, vielleicht von einer Seuche; sie haben alle die Mäuler weit aufgerissen, wie in den grässlichsten Schmerzen. Sie sind entstellt, manche würde man gar nicht mehr als Menschen identifizieren können, würde man es nicht besser wissen. Teilweise tummeln sich Horden von Maden auf ausgewählten Körperstellen, an Gesicht, Armen, Händen.

Diese Bilder zeigen diese Leichen in verschiedenen Umgebungen, in einem Kaufhaus beispielsweise, wo sie aufgereiht stehen oder von Kleiderstangen herunterbaumeln; sie sehen steif aus, aber vielleicht ist das nur der Eindruck, den eine Photographie vermittelt.

Einige der Köpfe dieser Leichen erscheinen dem Blick gelb erleuchtet; diese Köpfe bilden Reihen, die auf und ab wandern. Und an diesen Köpfen, an diesen auf und ab wandernden Reihen von Köpfen kann man Takt und Rhythmus einer Kirchenmusik ablesen und lernen.

XLV. Die erleichterte Frau

Nachdem die Frau aus der Toilette herausgeschritten war, ging es ihr bedeutend besser, sie war erleichtert.

Ihr Arzt hatte sie zwar bereits seit drei Tagen gedrängt, in eine Behandlung zu

gehen, da er eine Meningitis vermutete, doch nach diesem großen Geschäft fühlte sie sich wieder wohl und gesund.

Offenbar hatte sie nur einmal ein solches großes Geschäft verrichten müssen.

XLVI. Warten auf den Zug

Eine Gruppe von jungen Leuten, Freunden, trifft sich auf einem großen Bahnhof. Sie wollen mit dem Zug irgendwohin fahren, sie sind ohne Weg und ohne Ziel. Sie wollen einfach weg.

Doch der einzige Zug, der ihnen weit genug weg fährt, kommt erst in ein paar Stunden, also lungern sie am Bahnsteig herum, da auf diesem ein Kebab- und ein Würstelstand steht; letzterer hat aber leider geschlossen.

Sie kaufen sich beim Kebabstand etwas zu trinken; einer von ihnen, ein junger Mann mit intellektueller Veranlagung, trinkt Bier und muss kurz darauf urinieren. Bald kommt er von der Toilette wieder, doch er weiß, dass er bald wieder dorthin müsse, da Bier immer diesen treibenden Effekt bei ihm hat.

Als nächstes gehen sie in ein kleines Geschäft, das ebenfalls auf dem Bahnsteig zu finden ist und hauptsächlich Kleinigkeiten und Süßkram verkauft.

Doch als sie sich das Angebot durchsehen, sind sie enttäuscht, denn entweder führt das Geschäft nicht die Süßigkeiten, die sie gerne hätten, oder die einzelnen Packungen sind bereits von

früheren Kunden angerissen und teilweise aus- oder angegessen worden.

Enttäuscht ziehen sie sich wieder zurück und warten weiter auf dem Bahnsteig auf ihren Zug.

XLVII. Das brennende Feuerzeug

Ein junger Raucher geht in das Raucherzimmer seines Hauses und zündet sich mit einem breiten Feuerzeug eine Zigarette an.

Als er schon beginnen will, diese Zigarette genüsslich zu rauchen, fällt ihm auf, das mit dem Feuerzeug etwas nicht in Ordnung ist: es brennt noch immer.

Er bläst die Flamme aus, doch noch immer scheint Hitze von dem Feuerzeug auszugehen; aus der oberen Öffnung strahlt ihm flackerndes Licht entgegen.

Er legt seine rauchende Zigarette in den Aschenbecher nahebei und untersucht das Feuerzeug. Er zündet es noch einmal an, lässt es wieder ausgehen, doch das Glühen im Inneren des kleinen Gerätes will nicht erlöschen.

Er wiederholt diesen Vorgang mehrere Male, bis er die Erkenntnis hat: das Feuerzeug brennt innerlich! Das Gas in ihm hat sich entzündet und nun brennt es in seiner Hartplastikhülle lichterloh!

Was ist nun zu tun? Der junge Raucher wird hektisch, weiß nicht, was er machen soll!

Da kommt ihm die Idee! Er läuft schnell in die Küche, dreht den Wasserhahn des Waschbeckens auf und

lässt Wasser in die obere Öffnung des Feuerzeugs strömen!

Nun ist das Feuer gelöscht, die Lage gerettet; nur das Feuerzeug ist kaputt und unbrauchbar, also wirft er es achtlos weg.

Er geht wieder zurück ins Raucherzimmer, um genüsslich seine Zigarette zu rauchen.

XLVIII. Ein Großeinsatz

In einem Haus in einer düsteren, fast schäbigen Gasse einer kleineren Stadt, feierten eines Abends ein paar Jugendliche ausgelassen und munter ein Fest.

Die Freunde tranken Alkohol, tanzten, lachten, bis sich bereits tiefste Nacht über die Welt gesenkt hatte.

Da sah plötzlich einer von ihnen aus dem Fenster und erspähte ein Polizeiauto, das mit Blaulicht an dem Haus vorüberaste und weiter durch die düstere, nächtliche Straße, die von heruntergekommenen Einfamilienhäusern gesäumt war.

Interessiert spähte er diesem Polizeiauto nach, doch plötzlich kam ein zweites angerauscht, ebenfalls mit Blaulicht, und fuhr dem ersten hinterher.

Aufgeschreckt und erregt spähte der Beobachter noch aufmerksamer hinaus, und da kam auch schon ein drittes Polizeiauto, dieses jedoch ohne Blaulicht! Und dem folgte ein viertes und ein fünftes und ein sechstes, und so weiter, alle ohne Blaulicht und in immer kürzeren

Abständen, bis sich der Beobachter nicht mehr sicher war, ob das letzte das zwölfte oder bereits das vierzehnte gewesen war.

Benommen sah er auf, als es schien, dass kein weiteres Polizeiauto mehr kommen würde, und wandte sich an einen seiner Freunde, der Feuerwehrhauptmann war.

Er sagte ihm, da müsse etwas Großes passiert sein, etwas Schlimmes, worauf alle hinausgingen, um vielleicht in der finsternen Nacht etwas zu sehen.

Als sie nichts sahen, beschloss der Feuerwehrhauptmann, sich dienstbereit umzuziehen, um dann zu sehen, was los war. Und als er wieder ins Haus ging, um seine Uniform anzulegen, kam ihm schon ein anderer der Feiernden in Uniform entgegen. Diesem gab er Anweisung, auf ihn zu warten, bis er sich umgezogen habe.

Dann ging er weiter, um sich umzuziehen.

XLIX. Nach dem Ende

Ich stehe an einer Bar. Diese Bar steht an einem Abhang; der Boden des Abhangs ist mit dichtem Gras übersät und führt steil bergab.

Ich stehe an dieser Bar und trinke Schnaps. Einige Freunde stehen um mich herum, die ebenfalls trinken. Wir haben Spaß und denken nicht an Morgen.

Nach einer Zeit bin ich schon etwas betrunken und möchte mich weigern, noch mehr zu trinken. Doch ich werde

überredet, und so trinke ich noch ein weiteres Glas Schnaps.

Mir wird schwindlig, ich schwanke, der Abhang kommt mir steiler vor und ich habe Mühe, mich aufrecht zu halten, nicht den Abhang hinunter zu kullern.

Doch meine Bemühungen sind alle vergebens; ich bekomme Übergewicht, stürze vor, und falle und stolpere den Abhang hinunter, an dessen Fuß sich ein großer, steinerner Torbogen befindet – und ich erstarre, als ich sehe, was sich dort unten abspielt!

Aus dem Torbogen strömen Horden, Horden cthuloiden Gezüchts; Monster mit Tentakeln, glitschig und grauenerregend, schwarze Schatten mit unbeschreiblichen Silhouetten. Sie strömen aus dem Torbogen herein in unsere Welt, auf den Abhang zu, den hinunter ich gerade gefallen bin.

Es ist die Katastrophe. Niemand wusste, was geschehen würde, es gibt kein Katastrophenszenario. Und während ich das denke, werde ich von einem Sog erfasst, der mich von den Füßen reißt und in den Torbogen schleudert.

Dann wird es dunkel um mich.

.

Ich erwache und finde mich in einer weißen Sphäre wieder. Ich versuche mich zu bewegen, aber irgendetwas hält mich fest umschlossen; ich versuche, zu erfühlen, was mich festhält: es ist Pappkarton. Ein weißer Pappkarton ist um meinen Körper gewickelt! Ich muss ihn nur aufbrechen!

Mit einer großen Kraftanstrengung befreie ich mich aus meinem

Pappkartongefängnis, nur um im nächsten gleichartigen Gefängnis wieder die Augen zu öffnen. Doch auch dieses zertrümmere ich mit einer weiteren Kraftanstrengung, sprengte die Fesseln des weißen Pappkartons um mich herum.

Dann bin ich frei und ich erwache in dem Zimmer meiner Kindertage. Doch es ist nicht mein Zimmer, es ist anders. Alle Möbel, auch die Wände, der Boden und die Decke, sind mit blauem Samt überzogen; es ist ein recht verwinkeltes, kleines Zimmer, das jedoch äußerst geräumig zu sein scheint.

In einem Schrank finde ich einige Bücher: Alle Werke von Thomas Bernhard nebst einigen Horrorauteoren. Doch wo sind alle anderen? Ich schaue genau hin und erkenne, dass sich in diesem niedrigen Schrank Reihen um Reihen von Bücherregalen nach hinten erstrecken; alle meine Bücher sind da, und mehr! Ich bin beruhigt.

Hierher habe ich mich also gewünscht, nach dem Ende.

L. Eine sonderbare Gesellschaft

Der junge Gastgeber der Gesellschaft steht mit zwei seiner engsten Freunde, ein junger Mann und eine junge Frau, vor der Garage seines Hauses.

Er beobachtet die schwarze Stretch-Limousine, die gerade vor dem Haus gegenüber haltmacht. Sonderbarerweise fehlt ihr das Dach und anstatt Sitzen ist sie mit einer gelb überzogenen Matratze ausgelegt, auf der die Fahrgäste und der

Fahrer der Breite nach liegen. Der junge Gastgeber fragt sich, wie man dieses Gefährt so fahren kann.

Nachdem er das Interesse daran verloren hat, geht er, gefolgt von seinen zwei Freunden, in die Garage, wo er auf einen bereits pensionierten Politiker samt seiner Frau trifft, die über alle Maßen von ihrem Gatten schwärmt.

Der junge Gastgeber möchte zu dem pensionierten Politiker gehen und mit ihm plaudern, ihm seine Hochachtung für seine Arbeit aussprechen, sich gleichsam anbieten, und mit ihm über andere Politiker reden.

Doch dazu kommt es nicht. Der pensionierte Politiker und seine Frau verschwinden bald wieder aus der Garage und ein Rechtspopulist kommt herein, mit schmierigem Lächeln und überheblicher Manier.

Der junge Gastgeber zieht sich mit seinen beiden Freunden aus der Garage zurück, er kann diesen Neuankömmling nicht ausstehen; da er aber seinen Freunden ohnehin das Anwesen seiner Nachbarn zeigen möchte, ist er auch nicht allzu betrübt über diesen Zwischenfall.

Die drei gehen gemeinsam zum Tor des Grundstücks, hinaus auf die Straße und ein paar Meter rechts die Straße hinunter, wo die Nachbarn bis auf die Straße hinaus einen saftigen, von bunten Blumen übersäten Garten angelegt haben, in dessen Mitte ein kleiner Teich liegt. Der junge Gastgeber und seine zwei Freunde blicken bewundernd auf dieses Kunstwerk.

Nach einiger Zeit wenden sie sich ab und gehen wieder zurück.

Wieder bei der Garage sieht der junge Gastgeber, dass aus der seitlich gelegenen Garagentüre ein blitzendes, Funken sprühendes Starkstromkabel herausbaumelt! Was, um alles in der Welt, macht der Rechtspopulist da drinnen?

Durch die Tür ist ein Eintritt in die Garage nun nicht möglich, doch wie durch Zauberhand öffnet sich auf einmal das Tor an der Garagenfront und rollt hinauf. Gespannt wartet der junge Gastgeber mit seinen beiden Freunden, was sich nun den Augen offenbaren wird.

Seine Verblüffung kennt keine Grenzen, als er die in Lumpen gekleidete Akrobatin sieht, die mitten in der Garage auf einer wackeligen Holzleiter steht; sie steht jedoch nicht lange, denn plötzlich stürzt sie und schlägt hart auf dem Boden auf!

Der junge Gastgeber läuft zu ihr, fragt, ob alles in Ordnung sei, doch sie beteuert, es gehe ihr gut, sie müsse weiterarbeiten, und steigt wieder auf die wackelige Holzleiter. Der junge Gastgeber protestiert, doch erst als die Akrobatin nach dem dritten Sturz in Folge auf dem Boden liegen bleibt, erhebt sie keine Einwände mehr.

Sie wird in ein Zimmer des Hauses des jungen Gastgebers getragen, auf ein Bett gelegt und der Hausherr kümmert sich höchstselbst um die in Lumpen gekleidete Mittvierzigerin mit dem strohigen Haar.

Er fordert seine Gäste, die alle um das Bett herumstehen, auf, jemand solle doch

die Rettung alarmieren; doch da fällt ihm ein, dass dies doch unmöglich sei, da sie ja alle auf der Flucht sind.

Er beschließt, die Verletzte selbst zu versorgen und beseht sich ihren halbnackten Körper (die Lumpen hängen ihr zerfetzt vom Leib): überall auf ihrem Körper verteilt sind Blutergüsse zu sehen und an drei oder vier Stellen sind provisorische Bandagen umgebunden, die schmutzig und ekelhaft anmuten.

Von seiner Patientin erfährt er, dass dies alte Verletzungen seien, Brüche und mehr, die sehr schmerzen und ihre Bewegungsfähigkeit sehr einschränken, was ihr ihren Beruf (Akrobatin) auszuüben sehr erschwert.

Man diskutiert nun rege, was mit ihr zu tun sei, als plötzlich zwei kleine blonde Mädchen in den Raum kommen. Sie haben weiße Kleidchen an und postieren sich an den Längsseiten des Bettes.

Dann ziehen sie sich mit einem Male ihre Kleider vom Leib und stehen nackt da, ihre Brüste und ihr Geschlecht von bunten Zensurbalken verdeckt, auf welchen die anrühigsten Botschaften zu lesen sind.

LI. Der Kampf gegen die Drachen

Auf einer Burg lebten einst drei schöne Königstöchter. Diese waren mit drei schwarzen Hexen zerstritten, die die Burg in der Gestalt von Drachen regelmäßig angriffen. Sie richteten immer immensen Schaden an, wenn sie kamen, denn die Burg konnte sich nicht gegen die

Ungeheuer verteidigen; die Bevölkerung lebte in Angst und Schrecken.

Auf der Burg lebte auch ein tugendhafter Ritter, gegen den jedoch die Königstöchter intrigierten; dies wusste er, doch er tat so, als würde er es nicht bemerken, denn er war sich seiner Pflicht, sie, den König und die Burg zu beschützen, bewusst.

Eines Tages wurde die Burg von zwei der drei Drachen angegriffen; und der Ritter, in unendlichem Mut, trat, in Rüstung und mit einem mächtigen Schwert in der Hand, auf den Balkon hinaus, um gegen sie zu kämpfen.

Zwei der Königstöchter und zwei Wachen beobachteten dies aus einem versteckten Winkel heraus, doch keiner fühlte sich irgendwie bewogen, dem Ritter in seinem Kampf beizustehen.

Die Anführerin der Drachen stürzte auf den Ritter zu, während das andere Ungeheuer, auf einem Turm sitzend, belustigt und erwartungsfroh zusah.

Der Ritter jedoch vollführte eine kunstfertige Drehung und hackte dem Drachen mit einem starken Hieb den Schwanz ab.

Da kreischte der Drache mit seiner Hexenstimme: „Schlägst du mir den Schwanz ab, so reiße ich dir die Hand ab!“

Und der Drache schnappte blitzschnell nach seiner Hand und riss sie ihm vom Arm! Der Ritter taumelte zurück, doch die Verletzung, die er dem Drachen zugefügt hatte, war so schwer, dass er nach diesem letzten Angriff tot in sich zusammensank.

Der zweite Drache, der dem Schauspiel bis jetzt zugesehen hatte, kreischte wutentbrannt auf und stürzte sich auf den Mörder seiner Anführerin.

Doch eine der Königstöchter, die älteste, erbarmte sich seiner und schickte die beiden Wachen, um ihn zu retten.

Dies taten sie auch sogleich und schleppten den Ritter vom Balkon in das Innere der Burg.

LII. Simulator

Du beginnst auf einem weiten Feld fruchtbaren Bodens, die ganze Welt steht dir offen.

Du hast eine kleine Hütte mit landwirtschaftlichen Gerätschaften ganz für dich allein und kannst tun und lassen, was du willst.

Du nimmst dir dein Fahrrad und fährst in die Richtung, in der du glaubst, eine Stadt zu finden, um dort einzukaufen. Du fährst über die fruchtbaren Felder und Wiesen, kommst zu Feldwegen, die von hohen Bäumen gesäumt sind; du fährst weiter und bald kommst du in steinigere Hügelland, bald weichen die Hügel kleineren Felsformationen und du fährst in einem Hohlweg, links und rechts von Felswänden umgeben.

Du stehst nun in einer Höhle, in deren Wand dir gegenüber ein leuchtender Stein eingelassen ist. Du gehst zu dem Stein und willst ihn untersuchen, doch als du dort angelangt bist, kannst du dich nicht mehr wegbewegen und steckst in dem Bild

fest, während dich der Stein grell anleuchtet.

Du startest noch einmal und fährst nun mit dem Fahrrad durch die dunklen Gassen und Straßen der Stadt; es ist Nacht und die Welt ist zwielichtig von Straßenlaternen erleuchtet. Du fährst weiter, ohne Weg und Ziel.

Eine Stimme im Hintergrund sagt dir, man sollte zuerst die Felder bewirtschaften, um die Ernte hernach verkaufen zu können; somit verdiene man Geld und könne sich selbst Dinge kaufen. Bis man allerdings die Felder gewinnbringend bewirtschaftet hat, spielt man schon eine ganze Weile.

LIII. Eine Zugfahrt

Ich sitze im Zug auf einer Bank in der Mitte des Waggon. Mir gegenüber sitzt ein älterer Herr, der das Ende seines Spazierstocks in den Hals meiner leeren Limonadenflasche gesteckt hat.

Ich stehe auf und nehme die Flasche, sodass der Stock des älteren Herrn auf den Boden knallt. Dann werfe ich die Flasche weg.

Danach möchte ich meine Jacke wieder anziehen und stelle mit Bestürzung fest, dass sie unter die Sitzbank auf den Boden gefallen ist. Ich bücke mich und hebe sie auf. Ich ziehe sie an und stelle fest, dass sie sehr schwer ist, sie zieht mich mit ihrem Gewicht richtig gegen den Erdboden, als ob sich in den Taschen sehr schwere Gegenstände befinden würden.

Das interessiert mich jedoch gerade weniger, als die Sorgen, die ich mir mache, weil sie auf dem Boden unter dem Sitz gelegen ist. Was, wenn sie dort unten in Unrat gelegen ist, irgendeiner ekelhaften Substanz oder Körperflüssigkeit?

Ich möchte mich bücken und den Boden inspizieren, aber aus irgendeinem Grund mache ich es nicht. Ist es mir peinlich? Der Zug fährt bald in der Station ein, wo ich aussteigen muss. Der Gedanke, dass meine Jacke in Unrat gelegen ist, lässt mich nicht los, er frisst mich auf. . . .

LIV. Das Geisterhaus

Ich war an jenem Tage im Elternhaus meiner Freundin zu Besuch; sie lebte noch dort, und da ihre Eltern den Tag über nicht daheim waren, wollten wir uns einen schönen Tag gemeinsam machen.

Doch es kam anders.

Nach kurzer Zeit schon fing meine Freundin an, wild im Haus hin und her zu laufen und wirres Zeug zu reden. Sie sprach von Geistern und dass es hier spuken würde.

Ich nahm das natürlich nicht ernst und suchte sie zu beruhigen, doch es half nichts; als sie dann ein recht langes, scharfes Messer aus der Küche holte und wild damit um sich zu stechen begann, begann auch ich, mich etwas unwohl zu fühlen.

Sie lief auf und ab, spähte in jede Ecke des Hauses, gestikulierte mit dem Messer

und stach es ziellos in die Luft. Dabei sprach sie immerzu davon, dass hier ein Geist sei.

Nach einiger Zeit eilte sie dann in den Keller, um dort weiter ihren Geist zu jagen; diese Gelegenheit nutzte ich, um etwas auszuspannen und mich selbst zu beruhigen. Ich setzte mich auf die Couch.

Doch meine Ruhe war nicht von langer Dauer. Ich sah auf, aufgeschreckt von einem undeutlichen Gefühl, und vor mir stand ein nebelhaftes, blondes Mädchen in einem weißen Kleidchen; ihr Gesicht war dreck- und blutverschmiert und sie stierte mich mit ihren blauen Kinderaugen unheilbringend an.

Ich sprang auf, schnappte mir ebenfalls ein Messer und stach damit auf diese geisterhafte Erscheinung ein.

Sie war nicht mehr da, und ich ließ das Messer fallen.

Es verging einige Zeit, in der meine Freundin sich nicht dazu veranlasst fühlte, sich zu mir ins Wohnzimmer zu gesellen. Meine Nerven waren so angespannt, dass ich nicht zu sitzen vermochte. Ich war äußerst schreckhaft.

Wieder spürte ich etwas undeutlich meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und als ich in die Richtung der Couch sah, erblickte ich dort eine Geisterfrau liegen, neben der ein ebensolches halb durchsichtiges Mädchen stand, das mich anlotzte; zwar war ihr Blick nicht unheilverkündend, aber er war durchdringend in seiner Unschuld und Niedlichkeit.

Ich stieß einen Fluch aus und rannte schnell durch die Terrassentür hinaus in

den Garten, wo mir der Vater meiner Freundin entgegenkam; offenbar war er gerade heimgekommen, und statt durch die Haustür, wollte er durch den Garten und die Terrassentür ins Haus gehen.

Ich begrüßte ihn knapp und ging meines Weges, sollte er sich doch mit den Geistern in seinem Haus abmühen.

LV. Die Invasion

Die gelehrte dreiköpfige Familie flog mit ihrem Kleinlaster durchs All, einem Ziel entgegen, dass ihr belesener Sohn bestimmt hatte.

Es war eine verlassene Raumstation, in der angeblich noch ein reicher Vorrat an Büchern existierte, die es zu retten galt, bevor die Invasoren der Erde, jene Außerirdischen mit den scheinbar unterkühlten Leibern, sie in die Finger bekommen und zerstören würden.

Der Kleinlaster der Familie landete im Hangar der Raumstation und die drei, Vater, Mutter und Sohn, stiegen aus, um den daran anschließenden Lagerraum zu durchforsten. Da standen Reihen von riesigen eisernen Kisten herum, die alle zu untersuchen lange Zeit in Anspruch nehmen würde.

Sie stemmten die erste auf und fanden viele kleine orange Koffer und Kisten, die sie alle einzeln öffneten und untersuchten: und wirklich, da waren Bücher in diesen Kisten und Koffern! Sie hatten den Schatz, den sie suchten, gefunden!

Doch plötzlich öffnete sich das große Tor des Lagerraums und gab den Blick in

die endlosen Weiten des Alls frei; die drei Menschen waren nur ob des Schutzschildes geschützt, das statt des Tores aktiviert wurde.

Und gleich darauf flogen riesige Maschinen in den Raum, um die großen Kisten abzutransportieren! Die außerirdischen Invasoren hatten sie aufgespürt!

Die Eltern redeten auf ihren Sohn ein, dass sie fliehen müssten, dieser konnte sich aber nicht gleich von seiner Aufgabe losreißen! Er belud seine Eltern jedoch schließlich mit so vielen orangen Behältnissen, wie sie tragen konnten, und sie liefen zum nahe gelegenen Hangar.

Er selbst blieb noch kurz zurück; da lagen noch zu viele Koffer und kleinere Kisten herum, als dass er sie alle tragen hätte können.

Die Maschinen der Außerirdischen hatten bereits den Großteil der großen eisernen Kisten aus dem Lagerraum hinaus in die Weiten des Alls befördert und in ihrem eigenen Raumschiff gelagert. Bald würden also die schrecklichen Bodentruppen kommen, um ihn und seine Familie gefangen zu nehmen!

Kurzerhand nahm er ein paar Behältnisse und warf sie in die Richtung des Kleinlasters, der durch eine Tür des Lagerraums im Hangar zu sehen war. Seine Mutter wartete ungeduldig beim Wagen und begann, die geworfenen Koffer und Kisten gleich einzuladen.

Dann belud sich der Sohn mit so vielen Koffern und Kisten voll Bücher, wie er tragen konnte, und lief schwerfällig zu dem Kleinlaster.

Alle großen eisernen Kisten waren bereits aus dem Lagerraum fortgeschafft worden, die Bodentruppen stürmten bereits die Raumstation, und der Sohn gelangte im letzten Augenblick zum Kleinlaster seiner Eltern, warf sich hinein, die Türen wurden zugeschlagen, und sie hoben ab.

Der Sohn spähte aus dem Fenster und er sah dutzende von außerirdischen Soldaten in den Hangar stürmen.

Der Anführer der Feinde hatte seinen Helm abgenommen und offenbarte so sein augenscheinlich eingefrorenes, entfernt menschliches Gesicht mit den schrecklichen Zügen, die in flammendem Zorn funkelten!

Doch er lachte und schrie, dass sie das eigentliche Versteck der Bücher gefunden hätten! Ein riesiger Hort inmitten der Raumstation, vollgefüllt mit Tausenden von Büchern!

Seine Soldaten fingen nun damit an, Bücher auf den abhebenden Kleinlaster zu schmeißen.

Der Sohn sah zu, wie diese wertvollen Schätze am Kleinlaster abprallten, hörte das schallende Lachen des Außerirdischen, und für jedes Buch, das nun für immer verloren war, weinte er einen Sturzbach von Tränen.

LVI. Urlaub unter Wasser

Mit der Gruppe, in der wir im Casino waren, kamen wir nun zum letzten Spiel, ein Paarspiel, glaube ich, war es; ich habe es nicht richtig verstanden.

Es war jedenfalls so geartet, dass die jeweiligen Paare nacheinander in eine Art Parcours mit zwei Minispielen eingelassen wurden und nur eine gewisse Zeit darin spielen durften. Die zwei Spiele waren einerseits eine Art Billard, andererseits eine Art Münzwerfen, doch statt einer Münze warf man mit einem kleinen, verformbaren Bällchen aus Knetmasse, das auf einem bestimmten bunt eingefärbten Punkt landen musste, damit man gewann.

Meine Freundin hatte die Spielmechanik schnell begriffen, ich jedoch verstand rein gar nichts, der Croupiers, der uns begleitete, versuchte es mir immer wieder zu erklären, aber es war hoffnungslos und schließlich war die Zeit um, ohne dass meine Freundin und ich wirklich zum Spielen gekommen waren.

Sei es wie es wolle, der Casinobesuch war vorbei und wir wollten uns wieder auf den Weg nach Hause machen. Wir verließen das Casino und schwammen nun vor dem Eingang tief unter der Wasseroberfläche. Wir mussten jetzt irgendwie den Weg zu dieser finden, um wieder aufzutauchen und orientierten uns mit einer Karte, die wir zu diesem Zweck mit uns führten, und an Wegweisern mit gelben Pfeilen, die uns die ungefähre Richtung anzeigten. Unter Wasser ist es ja recht schwer, die Orientierung zu bewahren.

Eine Zeit lang schwammen wir so dahin, bis wir zu einer Art Unterwassermarkt kamen. Viele bunte Geschäfte verkauften dort Süßkram,

Kleidungsstücke, eigentlich eher Fetzen, kleine indische Holzstatuetten und vieles andere mehr, was man eben alles auf Märkten angeboten bekommt.

Ich hielt mich damit auf, ein bisschen bei den verschiedenen Verkaufsständen mir einige Kleinigkeiten anzuschauen, ohne wirklich den Willen zu besitzen, auch etwas zu kaufen, doch meine Freundin schwamm unbeirrt weiter; nach kurzer Zeit eilte ich ihr nach, da ich Angst bekam, ich könne sie verlieren.

Nicht weit von diesem Unterwassermarkt entfernt war eine Art Raststätte mit großem, fein eingerichtetem Restaurant. Ich nahm an, dass sie sich dort hineingesetzt haben würde, denn wir hatten vorher bereits besprochen, dass wir in nächster Zeit einmal eine kurze Rast einlegen sollten.

Ich betrat also das Restaurant und fand meine Freundin an einem Tisch im zweiten Stock sitzen, auf einem roten Ledersessel. Sie sprach gerade mit einem Hundebesitzer, der am selben Tisch saß; sein Hund lag ihm zu Füßen, ein Monstrum mit braunem, langem Fell, dessen Rasse ich nicht bestimmen konnte. Es war ein schöner, doch übergroßer Hund.

Als ich die Stiegen hinaufkam, drehte sich meine Freundin um und strahlte mich mit einem erfreuten Lächeln an; sie hatte mich offenbar schon vermisst.

Als ich mich hinzusetzte, stand der Hundebesitzer auf, unter dem Vorwand, er müsse auf die Toilette, nahm seinen Hund mit und kam nicht wieder; das war mir aber ganz recht, ich kann es nicht

leiden, wenn meine Freundin hinter meinem Rücken mit wildfremden Männern redet; sie ist immer so freundlich und offen mit jedem, dass viele Kerle schnell auf falsche Gedanken kommen.

Wir wurden hernach bedient, und der Mann (ich glaube, es war ein Mann), der uns bediente, sah ziemlich grotesk aus. Bekleidet war er lediglich mit einer Badehose in Form eines Männerslips, der sein Gemächt außerordentlich prominent betonte, und einem BH für seine kleinen Brüste (die doch sehr weiblich anziehend wirkten), der jedoch einen seltsamen Verschlussmechanismus aufwies: an seinem Rücken wuchsen ihm zwei Brustwarzen aus den Schulterblättern, an welchen er die Gummibänder anbrachte, die seinen BH an seinem Körper hielten. Sehr sonderbar, durchaus.

Wir bestellten uns Getränke und leichte Snacks und er eilte davon.

Des Weiteren studierten wir eine Karte von zum Verkauf stehenden Gerätschaften für unsere Weiterreise. Wir hatten so gut wie kein Gepäck und diese wasserdichte Taschenlampe, die sich durch eine Kurbel per Hand immer wieder aufladen ließ, wirkte sehr verlockend und preiswert. Wir hatten eine solche bereits das letzte Jahr gekauft, als wir auf der gleichen Urlaubsreise waren, allerdings halten diese Dinge nicht sehr lange; für den weiteren Rückweg würde es jedoch schon reichen, denn es kann tief unter Wasser sehr dunkel werden.

Nachdem wir uns erfrischt, etwas gegessen und ausgerastet hatten, kaufte ich noch die Taschenlampe und wir

machten uns wieder auf den Weg zur Wasseroberfläche.

LVII. Das dünne Mädchen

Im Schulbus saßen viele Kinder und Jugendliche, die gerade aus dem Gymnasium des kleinen Städtchens herausgestürmt waren.

Die Türen des Autobusses schlossen sich bereits wieder, als eine weitere Schülerin, die sich spinnenartig mit ihren vier extrem dünnen Gliedmaßen fortbewegte, sich noch in den Bus hineinzwängen wollte. Sie wurde von den sich schließenden Türen eingezwängt, ihre Arme und Beine wurden dabei auf so groteske Weise verbogen, dass man Angst bekommen konnte, dass sie wie dünne Äste zerbrechen würden.

Doch dies geschah nicht, die Türen gingen wieder auf und sie richtete sich dann zu ihrer vollen Größe auf, als sie im Bus war, und stand nun auf ihren zwei Beinen; die Arme ließ sie hinunterbaumeln.

Dieses Mädchen war wirklich über die Maßen dürr! Ihr Körper hatte gerade einmal den Umfang eines dünnen Wasserrohres, wie man sie von Waschbeckenabflüssen kennt, und ihre Arme und Beine waren noch dünner. Auch hatte ihr Körper keine Kurven, alles an ihr war gerade wie ein Brett, auch ihr Gesicht war länglich und nichtssagend.

In einem schlendernden, fast torkelnden, wellenartigen Gang schlich sie zum hinteren Ende des Busses und setzte

sich in die hinterste Ecke, sodass man sie beinahe nicht mehr bemerkte.

Sie sah traurig aus, und sie hatte wohl allen Grund dazu; auf Grund ihrer seltsamen Figur musste sie doch das Lieblingsopfer ihrer Mitschüler sein, doch dieses Los war sicherlich nur die Spitze des Eisbergs. Man denke nur daran, welche Probleme sie beim Kleidereinkauf haben musste, oder den Ekel, den sie selbst über sich empfinden musste, wenn sie in den Spiegel sah.

Im Prinzip sah sie aus wie eine Attraktion in einem Kuriositätenkabinett.

Solch ein verwachsenes Geschöpf ist wirklich zu bemitleiden.

LVIII. Der Kampf gegen die Mäuse

Wir hatten bis vor Kurzem ein großes Mäuseproblem, im wahrsten Sinne des Wortes: Es waren Riesenmäuse, genauer gesagt riesenhafte Stoffmäuse, die unser Haus heimsuchten.

Wir wollten sie erledigen, doch das war nicht so einfach. Ich weiß nicht mehr, wie es anfang, doch irgendwann entwickelte sich ein Kampf zwischen uns und den Riesenmäusen.

Der Rest meiner Familie versteckte sich in der Speisekammer und ich und unsere alte Katze nahmen den Kampf alleine auf.

Ich erinnere mich, in einem Handgemenge mit einer der Riesenmäuse gewesen zu sein. Wir schlugen, kratzten, würgten uns, doch schließlich brach ich ihr das Genick und sie blieb leblos

inmitten der Küche, unweit der Speisekammer, liegen. Meine Familie hatte den Kampf mitverfolgt.

Auch unsere alte Katze ging siegreich aus ihren Kämpfen hervor, doch hatte sie sich ein Bein gebrochen.

Die tote Riesenmaus in der Küche ließen wir vorerst da liegen, wo sie war. Sie sah erbärmlich aus.

Meine Familie verlor nie mehr ein Wort über diese Sache, doch mir ist sie unauslöschbar ins Gedächtnis gebrannt.

LIX. Das Erwachen

Ich liege im Bett, schlafend, und habe Alpträume. Ich weiß jedoch, dass ich im Bett liege, schlafend, und will erwachen.

Ich öffne mühsam die Augen, sehe alles wie durch einen Schleier, und bemühe mich, mich zu bewegen. Doch die Bewegung fällt mir schwer. Ich falle zurück in den Traum, aus dem ich aufwachen will.

Wieder öffne ich mühsam die Augen einen Spalt breit, sehe alles verschwommen, doch diesmal kann ich meine Arme heben. Sie sind beinahe unsichtbar, ich kann nur die Umrisse erkennen.

Auch die Beine hebe ich, die ebenfalls nur in Umrissen sichtbar sind.

Ich versuche, mich weiter zu bewegen, versuche, aus meinem Bett zu kommen, drehe mich mühsam hin und her; die Bewegungen schmerzen mich, doch ich lasse nicht nach, denn ich möchte aufwachen!

Ich hebe den Kopf, kann nichts sehen, kann mich nicht auf die Seite nach der Uhr drehen, ich falle hart zurück gegen den Polster und bleibe in meinen Träumen gefangen.

LX. Der Wolfsgesichtige

Eine Offizierin der US-amerikanischen Luftwaffe ist alleine im Hauptquartier ihrer Militärbasis. Sie wird verfolgt.

Sie tastet sich und schleicht durch dunkle Gänge in dem unterirdischen Komplex, darauf bedacht, ihrem Verfolger zu entgehen.

Doch nicht immer kann sie ihm entkommen, denn er ist schnell und hinterlistig, obwohl er sich langsam bewegt und einen Stapel Bücher auf den Händen trägt, sowie eine Wolfskopfstatuette.

Der Verfolger sieht aus wie ein Vorgesetzter von ihr, doch von Mal zu Mal, da sie ihm begegnet, verzerrt sich sein Gesicht immer mehr, es wird immer wolfsartiger.

Auch seine Stimme ist verzerrt, sie vermutet mit Schrecken, dass er nicht er selbst ist, sondern einer der falschen ägyptischen Götter, der sich nur als ihr Vorgesetzter ausgibt.

Sie läuft weiter vor ihm davon, doch in einem Gang ist er plötzlich wieder hinter ihr. Langsam geht er ihr nach, seine Bücher und die Wolfskopfstatuette tragend.

Sie will durch eine schwere Schutztür fliehen und ihm diese, wenn er ihr

nachkommt, ins Gesicht schlagen. Sie gleitet durch die Tür, wartet, bis er davor angekommen ist und schlägt ihm die Türe ins Gesicht. Doch sie hat keine Kraft mehr und so bleibt der Schwung aus und ihr Verfolger kann unbeeindruckt durch die Tür zu ihr kommen.

Sie schwankt weiter, ihr geht die Kraft aus, sie stürzt. Ihr Verfolger grinst breit, sein Gesicht ist nun wirklich beinahe das Gesicht eines Wolfes in verzerrter Menschengestalt. Und dann beginnt er, sich zu verwandeln.

LXI. Der blaue See

Ich stehe mit meinem Vater auf einer hölzernen Plattform inmitten eines Sees, die als Bahnhof dient. Wir sollen hier irgendwelche Arbeiten verrichten.

Wir stellen uns aber irgendwie blöd an und stürzen beide ins Wasser. Mein Vater taucht unter, ich kann meinen Kopf über Wasser halten, glücklicherweise.

Ein Güterzug fährt auf dem nahe gelegenen Hügel ein, er ist mit blauer Farbe übergossen. Mir fällt auf, dass auch der See voll blauer Farbe ist, die Haare meines Vaters sind auch blau gefärbt.

Wir klettern wieder auf die Plattform, ich bin tiefend nass, genau wie mein Vater, nur meine Haare sind trocken.

Ich krame mein Smartphone aus meiner Hose und überprüfe, ob es noch funktioniert. Das tut es, es lässt sich bedienen, und voller Freude rufe ich: „Es funktioniert! Es funktioniert!“

LXII. Der Bogenschütze

Der Bogenschütze ist mit einem kleinen Einsatzkommando in eine Schießerei verwickelt. Austragungsort ist ein verwinkeltes Gebäude, doch er und sein Team sind ihren Feinden überlegen, wie so oft.

Der Bogenschütze schießt als einziger nicht mit Pistole oder Maschinengewehr, er gibt seinem modernen Kampfbogen den Vorzug, dieser ist präziser und tödlicher, wenn er richtig gehandhabt wird.

Als das Feuergefecht vorbei ist, steht er, umringt von seiner kleinen Gruppe von Soldaten, vor dem Anführer der gegnerischen Truppen in einem düsteren, nur von einem Fenster schwach erleuchteten Raum.

Sein Gegenüber sieht aus wie ein berühmter deutscher Schauspieler, der auch gerne den harten Typen spielt.

Der Bogenschütze zieht seinen letzten Pfeil aus dem Köcher; der Pfeil ist an der Spitze angeknackst. Er spannt den Bogen, zielt, schießt; und trifft den Anführer der Gegner genau ins Herz.

Dieser sinkt zu Boden und als der Schleier des Todes sich über seine Augen senkt, zieht sein Vollstrecker gewaltsam den angeknacksten Pfeil aus seinem Herzen und steckt ihn zurück in den Köcher, während er verächtlich sagt: „Das ist mein bester Pfeil!“

Doch es ist noch nicht vorbei.

Nicht lange nach diesem kleinen Scharmützel findet sich die Gruppe um

den Bogenschützen in einem kleinen Waldgebiet wieder; sie suchen Deckung hinter dichtem Buschwerk.

Durch dieses können sie auf eine Ebene hinter dem Waldesrand sehen, wo feindliche Soldaten aufmarschieren; sie haben Panzer! Normalerweise würde das kein Problem für den Bogenschützen darstellen, doch er hat nur noch vier Pfeile übrig.

Er bedeutet seiner Gruppe, sich aufzuteilen, damit sie von mehreren Seiten aus angreifen können.

Er selbst eilt in geduckter Haltung aus dem Wald hinaus in ein zerfurchtes Feld und versteckt sich hinter einem Erdhügel, von wo aus er freie Sicht auf die weitere Umgebung und den naheliegenden Flusslauf hat.

Von vorne kommen ein paar Soldaten über das Feld, unter ihnen ein Offizier. Über den Fluss gleitet ein panzerartiges Gefährt der Feinde.

Der Bogenschütze handelt schnell, ohne nachzudenken. Einen Pfeil schießt er auf das Gefährt auf dem Fluss, doch zeigt dies keinerlei Wirkung. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, warum, denn er muss weitermachen, muss um sein Leben kämpfen.

Mit dem nächsten Pfeil erschießt er den Offizier der herannahenden Soldaten. Als dieser mit einem Pfeil im Kopf zu Boden geht, bemerken sie den Feind in ihrer Nähe und stürmen auf den Bogenschützen zu.

Dieser schießt noch seine letzten zwei Pfeile und zieht dann seine Pistole, die er für den Notfall immer bei sich trägt.

Er macht sich bereit für den Überlebenskampf, legt die Pistole an, sieht um sich: Es gibt keinen Ausweg, von allen Richtungen stürmen die feindlichen Truppen auf ihn ein. Er bereitet sich vor auf seinen Tod.

LXIII. Die Stadt des Leidens

Ich gehe mit einem Freund den Feldweg hinab zur Stadt. Wir sehen sie schon aus der Entfernung, diese Stadt, bestehend aus trostlosen Gebäuden und trostlosen Gesichtern.

Wir reden nicht viel.

Nach einiger Zeit bemerke ich zwei Männer, die ebenfalls zur Stadt unterwegs sind. Ich weiß nicht, woher sie gekommen sind, aber plötzlich sind sie einige Meter vor uns.

Ich erkenne sie!

„Das sind die beiden!“, sage ich zu meinem Begleiter, „Ruf“ die Polizei!“

Er hat ein altmodisches Tastenhandy und es ist mir lieber, wenn er die Polizei ruft, denn ich habe ungewaschene Hände und möchte mein Smartphone nicht beschmutzen. Doch er weigert sich. Er hat offenbar Angst, was ich verstehe.

Wir überschreiten die Grenze zur Stadt, in der viele Menschen durcheinanderspazieren, alle mit düsteren Gesichtern. Die beiden Männer sind immer noch vor uns.

Ich versuche noch einmal, meinen Freund zu überreden, die Polizei zu rufen, doch vergebens. Also trenne ich mich von ihm und ziehe schweren

Herzens mein Smartphone aus der Tasche.

Ich kann es mit Arbeitshandschuhen bedienen, doch ich kann mich nicht erinnern, solche angezogen zu haben. Sie sind auch gleich wieder weg und ich halte das Smartphone in meinen bloßen Händen.

Ich mische mich unter die vielen Menschen und versuche den Mut aufzubringen, die Polizei zu rufen. Ich sehe sogar einen Polizeiwagen, der hier auf Streife fährt, doch nachdem ich ein paar Minuten lang nur stumpf auf das Display meines Smartphones starre, stecke ich es wieder weg; ich wage es nicht, auch ich habe zu viel Angst.

Also mache ich kehrt und gehe meines Weges. Zwischen den Menschen erspähe ich eine junge Frau mit ernstem Gesichtsausdruck; sie ist barbusig, ein schöner Anblick. Ich lächle ihr zu, doch sie scheint durch meinen Blick hindurchzustarren.

Ich gehe weiter bergauf, ich bin offenbar weit die Straße hinunter gegangen, ohne es zu merken.

Auf einem Tisch einige Meter vor mir am Wegesrand sehe ich eine weitere Frau sitzen, nicht so jung wie die vorige, doch auch barbusig. Ein Mädchen steht bei ihr, läuft dann aber in eine nahegelegene Haustür; vielleicht will sie etwas holen.

Die Frau auf dem Tisch trägt einen nachdenklichen, aber schmerzlichen Gesichtsausdruck zur Schau. Ich sehe, sie ist nackt und hochschwanger. Ihre Beine hält sie in einer Position, als würde sie gleich gebären.

Ich wende meinen Blick ab und gehe schnell weiter. Ich habe schon davon gehört, dass hier oft Frauen auf offener Straße gebären, dass teilweise halbgeborene Kinder mit ihren Müttern auf der Straße liegen; selbst Zeuge davon bin ich allerdings noch nie geworden.

.....

Bald bin ich dann in meiner Wohnung. Ich teile sie mir mit einer alten Frau, einem jüngeren Mann in meinem Alter und einem kleinen Jungen.

Ich weiß nichts von ihnen.

Der Mann will den kleinen Jungen offenbar damit aufmuntern, eine alte Filmfigur zu imitieren, einen Roboter in Menschengestalt, eine Tötungsmaschine. Doch er macht es schlecht, also übernehme ich die Imitation.

Ich verstelle meine Stimme und mache sie blechern, mechanisch und emotionslos. Ich sehe die alte Frau an, die gerade aus einem Nebenzimmer hereinkommt, mustere sie und sage mechanisch: „Keine potentielle Bedrohung.“ Die Alte sieht mich komisch an.

Dann setze ich mich an den Tisch gegenüber dem Mann und neben den Jungen; ich wiederhole, nachdem ich den Mann gemustert habe: „Keine potentielle Bedrohung.“

Der Junge lacht, denke ich. Ich mache weiter und werfe dem Mann noch ein paar mechanisch emotionslose Dinge an den Kopf, ganz wie die höher entwickelte Technik auf den dummen Menschen mit selbstverständlicher, aber emotionsloser Verachtung herabsieht.

Ich glaube, er ist mir böse; aber der Junge lacht. Das ist es wert. . . .

LXIV. Pizzaessen

Ich sitze in einem Restaurant an dem Tisch, der nur für Pizza reserviert ist; vor mir steht ein Teller mit einer großen Pizza, deren Belag sich aus Schinken, Ei, Knoblauch und Sonstigem zusammensetzt.

Ein Zweiter sitzt bei mir und wir essen genüsslich. Ein Dritter kommt und schneidet sich ein unverschämt großes Stück aus der Pizza heraus – und der Zweite hilft ihm auch noch dabei!

Dann sind die beiden weg und ich kann alleine die Pizza weiter genießen.

Wenig später, als nur noch ein kleines Stück Salami-Käse-Pizza übrig ist, kommt ein kleiner Junge an den Tisch und sieht mich traurig an.

Ich frage ihn, ob er das Stück vor mir essen wolle, woraufhin er nickt. Ich verziehe mein Gesicht, schneide eine regelrechte Fratze, doch schneide das kleine Stück in zwei Bissen, spieße meinen mit der Gabel auf und schiebe ihn in den Mund.

Der Junge nimmt ebenfalls eine Gabel, spießt die Pizza auf, macht jedoch seinen Mund nicht auf und sticht sich ins Gesicht.

Auf mein verwirrtes Gesicht hin sagt er, er wisse nicht, wie man mit Gabeln umgehe, woraufhin ich ihn anleite: Ich zeige ihm jede Bewegung von Anfang an.

Zuerst solle er mit der Gabel in das Pizzastück stechen, dann die Gabel heben, den Mund aufmachen und die Gabel hineinführen.

Der Junge führt die Bewegungen, die ich ihm zeige, gewissenhaft aus, und als er sich sein Stück in den Mund schiebt, bemerke ich, dass er zwei Münder hat! Einer ist offenbar mit mattgrauen, stumpfen, doch lückenhaften Metallzähnen ausgestattet, während der andere, der unterhalb liegt, normale, doch schlechte und lückenhafte Zähne aufweist. Das Stück schiebt er in den oberen Mund mit den Metallzähnen.

Er schließt ihn und fängt an, genüsslich zu kauen, während er seine vier Augen geschlossen hält. Die Hände hält er sich vor die Münder und Wangen.

Ich blicke um mich und erkenne, dass alle in diesem Restaurant in dieser sonderbaren Haltung essen. Haben sie alle zwei Münder?

LXV. Spiel mit dem Hund

Wir hatten seit Kurzem einen neuen Dackel, doch irgendetwas stimmte mit ihm nicht, es schien ihm nicht gut zu gehen. Aber wir wussten nicht, was wir tun sollten.

Mir wurde so etwas wie ein Hundetrainer vermittelt, der sich angeblich mit solchen Dingen gut auskenne und uns helfen könnte. Er sei aber schwul, sagte man mir auch, was mir aber nichts ausmachte.

Nun, der Hundetrainer, ein Mann mittlerer Größe und Statur mit schwarzen Haaren und unscheinbarem Gesicht, kam, als wir gerade Gäste hatten, zu uns nach Hause.

Er nahm den Dackel und wickelte ihn in eine blaue Decke ein; so verpackt warf er ihn dann mehrere Male auf die Couch, woraufhin er ihn freiließ und mit ihm quer durch alle Zimmer mit einem dunkelblauen Ball spielte.

Der Hund blühte richtig auf, wedelte mit dem Schwanz und sprang freudig hin und her, wenn er dem Ball nachjagte.

Einige meiner Gäste sagten mir, ich müsse mich mit dem Hund einfach mehr beschäftigen, woraufhin ich verärgert denke, dass ich doch täglich mit ihm spazieren gehe! Um mit ihm zu spielen, habe ich keine Zeit, denn ich muss Zuhause arbeiten!

Ich begeben mich ins Wohnzimmer, wo ein paar meiner Gäste fernsehen, darunter meine Exfreundin. Ich setze mich dazu.

LXVI. Im Pausenraum

Stefan und Sam hatten gemeinsam eine Nachtschicht in dem Einkaufszentrum, wo sie als Security angestellt waren. Stefan, der eher intellektuellere von den beiden, war Vollzeit bei dem Einkaufszentrum angestellt, der dickliche, etwas plumpe Sam nur als Teilzeitbeamter.

Sie hatten sich gerade von ihrem Chef verabschiedet, als Stefan vorschlug, in die Pausenräume im Keller des großen

Gebäudekomplexes zu gehen, wohl wissend, dass sein Kollege auf Grund seiner Teilzeitbeschäftigung eigentlich kein Recht darauf hatte, diese zu benutzen.

Doch er versicherte ihm, dass er ihn nicht verpfeifen würde, auch wenn er etwas Alkohol trinken würde, und außerdem sollte Sam doch einmal in einem richtigen Bett schlafen dürfen, während seiner Pause. (Dass außerdem schmutzige Obdachlose diese Ruhebetten für die Nachtschichtarbeiter immer mal wieder benutzten, verschwieg er geflissentlich.)

Sam war anfangs unsicher, ließ sich jedoch bald überreden und die beiden marschierten in einen entfernten Winkel des Einkaufszentrums und durch eine schäbig aussehende Tür, hinter der sie eine düstere Treppenflucht hinabstiegen.

Sie kamen in eine mit rötlichem Licht ausgeleuchtete Bar, auf deren herumstehenden Sesseln, Tischen und Billardtischen eine Unzahl von Personen saßen und lagen, teilweise sturzbesoffen oder bereits in einer alkoholbedingten Bewusstlosigkeit dahindösend; manche sahen komatös aus.

Rechts des Eingangs befand sich eine erhöhte Plattform, auf der gemütliche Fauteuils und ein niedriger Tisch standen. Auf den Sitzgelegenheiten warteten Stefans Freunde auf diesen, Männer und Frauen Anfang zwanzig, also in seinem Alter.

Einer war darunter, ein Computerspezialist, der außerdem freiwilligen Dienst bei der Rettung

machte; er übernahm eigentlich nur Nachtschichten und dies ausschließlich als Notfallsanitäter. Er war offensichtlich heute im Dienst, da er seine grelle Uniform trug, die eher an ein Fußballtrikot erinnerte.

Stefan setzte sich hinzu, Sam vollkommen vergessend, der bald auch nicht mehr zu sehen war.

Ein weiterer von Stefans Freunden, ein hochgewachsener, sportlicher Kerl mit dunklem Teint, reichte ihm die letzten zwei Dosen Bier, die auf dem Tisch standen. Er nahm sie dankend an und machte sich gleich daran, die obere Hälfte mit dem Verschluss an seinem T-Shirt ordentlich abzuwischen.

Dies tat er allerdings ungebührlich lange, sodass ihm hierbei bald von einer kleineren, resoluten Freundin Einhalt geboten wurde. Es reichte mit dem Abwischen.

Er fügte sich der Mahnung und wollte die Dose öffnen, doch stellte er sich dabei so ungeschickt an, dass er nur die Hälfte der Dosenöffnung abreißen konnte; das restliche Aluminium jedoch fiel in die Dose und somit in das Bier hinein.

Der Notfallsanitäter beugte sich zu ihm und sie stießen an. Er meinte, er sei zwar im Dienst, doch ein oder zwei Bier zu trinken, würde schon in Ordnung sein. . . .

LXVII. Sonderbare Nachrichten

Nachrichten im Fernsehen. Nachrichten aus dem Land. Politik, Gesellschaft,

Kultur. Die Nachrichtensprecherin ist wohlbekannt; ihre langen blonden Haare und ihr hübsches schmales Gesicht zieren schon seit Jahren das Studio der Nachrichtensendung.

Diesmal sitzt sie jedoch nicht hinter einem Tisch, sondern steht, sodass der Zuschauer ihre volle, schlanke, weiblich geformte Erscheinung bewundern darf.

Und als sie da so steht und die Nachrichten spricht, kommt plötzlich der Wetteransager ins Bild, stellt sich hinter sie und berührt sie unsittlich, unter dem Vorwand, er wolle sie wärmen. Er kitzelt sie und sie lacht, während er seine Hand zu ihrem Schritt wandern lässt. Sie windet sich, wehrt sich lachend und im Spaß. . . .

Als es dann zum Wetter kommt, steht der Wetteransager vor der Kamera und versucht, die Zuschauer über das kommende Wetter zu informieren, als die blonde Nachrichtensprecherin ins Bild tritt und ihn diesmal unsittlich zu berühren beginnt.

Beide lachen sie und sie stellt sich mit beiden Beinen gegen die Wand, auf der in den Fernsehbildschirmen die Wetterkarte angezeigt wird. Es sieht phantastisch aus, als stehe sie wie von Zauberhand in einer horizontalen Lage auf der Wand.

Doch in diesem Augenblick schwenkt die Kamera und enthüllt den Zuschauerraum im Studio. Die Zuschauer, von dem lustigen Spiel der Moderatoren hingerissen, amüsieren sich köstlich, sind von ihren Sitzen gesprungen und unterstützen ihre beiden Lieblinge in ihrem Spaß.

Sie halten die Nachrichtensprecherin so, dass sie an der Wand stehen kann, auch ein Mann von jenen in den blauen Trikots steht dabei und unterstützt diesen Spaß, während er sich gleichzeitig daran erfreut. Doch von jenen in den blauen Trikots sieht man die Gesichter nicht, sie stehen alle ausschließlich mit dem Rücken zur Kamera.

LXVIII. Die Netze zwischen den Türen

Aus welchem Grund, weiß ich nicht mehr, doch jedenfalls ging ich völlig unachtsam durch eine Tür meines Hauses; oder besser: ich versuchte, durch eine Tür meines Hauses zu gehen, denn schon als mein Kopf in den Bereich innerhalb des Türrahmens kam, verwickelte sich das Spinnennetz, das darin hing, in meinen Haaren.

Verstört und schockiert zog ich meinen Kopf zurück und fuhr mir mit meinen Händen durch die Haare, versuchte fieberhaft, mir die Spinnweben abzuwischen; sogar im Gesicht hatte ich welche kleben; ich war richtiggehend panisch.

Ich wischte so lange mit meinen Händen an meinem Kopf und meinem Gesicht herum, bis ich sicher war, oder zumindest ziemlich sicher, dass die Spinne nicht irgendwo auf mir sitze.

Diese große pechschwarze Spinne mit ihren acht langen Beinen, die ihre Netze in jeder Türöffnung meines Hauses spinnt; mein Haus hat viele Türen, viele Gänge und Türen, einen ganzen Irrgarten aus

Gängen und Türen, in dem man sich leicht verirren kann, wenn man nicht aufpasst. Und zwischen die Türrahmen der Türen der Gänge dieses Irrgartens, die niemals geschlossen sind, manchmal jedoch nur einen Spalt breit offen, webt diese einzige Spinne ihre Netze und wartet, bis ich in eines davon hineinlaufe; am besten in jenes, in dem sie gerade sitzt, um dann auf mir landen zu können.

Warum sie das will, weiß ich nicht, aber ich fürchte mich vor dem Augenblick, da es passieren wird.

Und als ich wieder daran dachte, als ich gerade meinen Kopf von den Spinnweben gesäubert hatte, dass es irgendwann so weit sein und die Spinne auf meinem Kopf sitzen wird, packte mich erst recht eine kopflose Panik und ich stürzte durch die nun frei gewordene Tür in den düsteren Gang mit den grauen Wänden und begann zu rennen! Ich wollte flüchten! Ein irrationales, unmögliches Unterfangen. Doch ich versuchte es und lief so schnell ich konnte, und bei jeder Tür, die ich durchschritt, achtete ich peinlich genau darauf, dass ich nicht in das Spinnennetz laufen würde, das dort lauernd auf mich wartete.

Ich duckte mich unter die Netze hindurch, entfernte sie hastig, aber bedacht mit den Armen, schob mich seitlich an ihnen vorbei; einmal wäre ich fast wieder in eines hineingelaufen, und zwar, weil ich es zu spät gesehen hatte. Die Tür war nur einen Spalt breit offen, sodass die Lichtverhältnisse die Netze unsichtbar erscheinen ließen, die vor der Tür im Türrahmen befestigt waren.

Einem Herzinfarkt nahe überwand ich jedoch auch dieses Hindernis und flüchtete weiter.

Nach einer gefühlten Ewigkeit der kopflosen Flucht ergriff mich dann erneut der Verdacht, dass die Spinne bereits auf mir sitzen könnte, und ich wischte wieder wie wild mit den Händen an meinem Kopf und meinem Gesicht herum! Der Gedanke daran, dass die Spinne auf mir sitzen könnte, erfüllte mich mit dem größten nur vorstellbaren Grauen!

Nach langem Wischen jedoch beruhigte ich mich, weil ich einerseits vollkommen erschöpft war und nicht einmal mehr richtig keuchen konnte, und weil ich andererseits nun wirklich davon überzeugt war, dass die Spinne nicht irgendwo auf meinem Kopf sitze.

Doch die Angst bleibt.

LXIX. Das Mädchen mit dem Messer

In einem kleinen Lokal stehe ich vor einem jungen Mädchen, das mir gerade einmal bis kurz unters Kinn reicht. Sie trägt ein weißes Kleidchen, hat halblanges schwarzes Haar und böartige dunkle Augen. In der Hand hält sie ein langes Küchenmesser, mit dem sie mich bedroht.

Die Gäste des Lokals hat sie schon hinausgeschickt; sie sind bereitwillig gegangen, und auch dem Mann hinter dem Tresen befiehlt sie nun, den Raum zu verlassen, in dem sie mich offenbar als Geisel nehmen will. Er folgt ebenfalls bereitwillig ihrem Befehl.

Die Polizei sollte bereits eingetroffen sein, doch das nützt mir gerade wenig.

Das Mädchen mit dem Messer geht um mich herum und setzt des Messers Spitze an der Seite meines Körpers an. Sie steht hinter mir und flüstert mir zu.

Sie gebietet mir, mit ihr zu flirten, Liebenswürdigkeiten auszutauschen, ihr schöne Dinge zu sagen. Sie will mit mir eine Beziehung eingehen, sie will, dass ich sie liebe. Doch ich liebe eine andere.

Ich habe plötzlich Angst, das Mädchen mit dem Messer könnte anfangen, mich mit ihrer Waffe schwer zu verletzen.

Das Mädchen verlangt nun, ich solle die Frau anrufen, die ich liebe, und ihr sagen, dass es vorbei sei, da ich jetzt das Mädchen mit dem Messer lieben würde und mit dieser glücklich sei. Sie verstärkt den Druck der Messerspitze auf meinem Körper; ich glaube, es fließt schon ein bisschen Blut.

Ich habe mein Handy in der Hand, denn ich muss ja meine Geliebte anrufen und ihr sagen, dass es aus sei. Doch ich will nicht, ich habe sie doch erst vor einigen Wochen kennengelernt und will sie nicht verlieren. Ich will nicht, doch ich fürchte, dass ich keine andere Wahl habe, wenn mir mein Leben lieb ist.

Ich will sie nicht anrufen, ich kann nicht, doch ich muss.

Und ich weine.

LXX. Im Aufenthaltsraum

Ich sitze mit einem ehemaligen Mobber aus der Schule im Aufenthaltsraum eines

Krankenhauses (denke ich) und plaudere mit ihm.

Er ist nun Rechtsanwalt und klagt über seine Klienten, die selber Schuld seien, wenn sie verurteilt werden; zumeist sei alle Argumentation seiner Verteidigung für die Katz‘ und er könne sie beim besten Willen nicht aus ihrer Misere befreien.

Er steht auf und stellt sich ans Fenster, um zu rauchen. Ich, der ich doch eigentlich mit dem Rauchen aufhören will, krame ebenfalls meine Zigaretten hervor und will mir eine anzünden.

Eine alte Frau, offenbar eine Patientin, die an einem Tischchen nahebei sitzt und isst, sieht mich böse an und sagt scharf: „Ich esse gerade!“

Ich erwidere genervt: „Ich stell‘ mich doch eh ans Fenster!“

Ich stelle mich also ans Fenster und will mir mit einem Streichholz meine Zigarette anzünden, doch das Hölzchen entzündet sich nicht. Plötzlich erscheint aus dem Nichts eine Flamme und ich halte das verkohlte Streichholz in diese hinein, wo es entzündet wird.

Nun kann ich mir meine Zigarette mit dem brennenden Streichholz anzünden und tue dies auch.

LXXI. Die doppelten Actionfiguren

Ein junger Sammler von Actionfiguren steht auf der Terrasse seines Hauses und sortiert seine neu gekauften Actionfiguren in ein Regal ein, das dort steht.

Auf den Verpackungen der Figuren steht das Logo eines bekannten Science-Fiction-Epos, doch der Inhalt der Schachteln, der durch eine Plastikfolie, die in dem Karton eingearbeitet ist, sichtbar ist, sind Figuren aus einem bekannten Anime.

Die Actionfiguren stammen von zwei unterschiedlichen Firmen; die größeren, grauen Verpackungen sind von der Firma, die der Sammler bevorzugt, die kleineren, bunten von der, die er nicht so gerne hat.

Jedenfalls hat er einige Figuren zweimal in seiner neu erworbenen Sammlung, einmal von der präferierten Firma, einmal von der anderen.

Jene von der anderen Firma, die die bunten Verpackungen macht, nimmt und verspeist er. Er beißt in die Verpackung, die in eine Plastikfolie eingeschweißt ist. Seine Zähne dringen durch die Folie, durch den Karton und durch den Inhalt. Er beißt durch die enthaltene Figur durch, kaut und schluckt alles hinunter.

Dies macht er mehrere Male, bis er erkennt, dass in manchen Figuren, die er isst, Elektronik enthalten ist. Vielleicht sollte er die lieber nicht essen, überlegt er sich, denn das könnte schädlich sein für seinen Körper, also schmeißt er ab sofort die Figuren, die Elektronik beinhalten, in den Mistkübel, obgleich dies eine viel größere Verschwendung darstellt.

LXXII. Eine sonderbare Bahnfahrt

Ich gehe zu Fuß durch meine Heimatstadt und muss auf die Toilette; also stelle ich mich an eine Hausmauer, um zu urinieren, doch ich traue mich nicht, denn es könnte mich ja jemand beobachten.

Ich gehe weiter, stelle mich an einen Baum, doch auch hier traue ich mich nicht, mein kleines Geschäft zu verrichten.

So geht es weiter, ich stelle mich abwechselnd an eine Hausmauer oder einen Baum, traue mich jedoch nie, zu urinieren; bis ich schließlich bei einem Bahnhof der Hauptstadt angelangt bin, der sich über einem Grashügel erhebt. Zwei Züge stehen dort und warten auf Passagiere. Auf dem Hügel steht das Bahnhofgebäude, hinter welchem ich vielleicht sightgeschützt urinieren kann.

Ich erklimme den Hügel und komme auf eine hölzerne Bahnsteigerweiterung hinter dem Bahnhofgebäude, auf der jedoch unzählige Frauen mittleren Alters stehen, die alle in den Zug einsteigen, der hier gerade hält. Als alle eingestiegen sind, fährt der Zug los, ohne mich, denn ich hätte darin keinen Platz mehr gefunden.

Also zücke ich mein Handy und rufe bei der Bahn an und beschwere mich darüber, dass um diese Uhrzeit so viele Frauen mittleren Alters mit der Schnellbahn fahren, dass ich nicht mehr in den Waggon passe.

Der Bahnbeamte, mit dem ich spreche, meint, es gäbe doch eh gute Stadtverbindungen, ich solle auf den

nächsten Zug warten, der in einigen Minuten fährt. Im Hintergrund höre ich eine Frauenstimme, offenbar eine Kollegin, irgendetwas sagen, woraufhin mir mein Gesprächspartner vorschlägt, doch mit dem Auto zu fahren.

Höchst erzürnt erwidere ich auf diese Unverfrorenheit, dass ich sicher nicht mit dem Auto zur Universität fahren würde, weil das Parken in der Hauptstadt so teuer sei! Ich steige in den Zug, der gerade eingefahren ist, mein Gesprächspartner schiebt noch eine ungehobelte Meldung und ich lege auf.

Der Zug ist halbvoll, doch ich bleibe trotzdem beim Eingangsbereich stehen. Da kommt mir ein Bahnbeamter entgegen, vielleicht ein Schaffner, den ich kenne. Er hat eine Glatze, trägt ein weites Shirt und eine viel zu weite Hose, sodass er recht ekelhaft auf mich wirkt, irgendwie abgenutzt.

Er beginnt, mit mir zu sprechen, während er sich einen Reißverschluss an seiner Hose zumacht, am linken Beinende. Er meint, es sei eine Unart von Fahrgästen, wenn sie es sich nicht verkneifen könnten, woraufhin ich ihm versichere, ich würde die Zugtoilette nur dann benutzen, wenn es sich wirklich um einen Notfall handeln sollte; dies stimmt den Beamten sichtlich zufrieden. Doch ich muss doch etwas dringend auf die Toilette.

Plötzlich kommt ein Bettler den Gang entlang zu uns, offenbar ein Student, und bittet uns um eine kleine Gabe. Während der Beamte aus seiner Geldbörse ein paar Münzen kramt, um sie ihm zu geben, fragt

er mich, ob ich wegen des Bettlers eine Anzeige erstatten wolle, was ich sogleich verneine.

Er gibt dem Bettler die Münzen und sagt, er solle ihm gleich seine Hose zumachen und hebt das rechte Bein an, an dessen Oberschenkel ein weiterer Reißverschluss angebracht ist, der offen steht. Der Bettler murmelt zwar aufgebracht, dass der Beamte das auch selber tun könne, greift jedoch mit seiner Hand in die Öffnung der Hose und macht den Reißverschluss zu.

Ich finde das Ganze erniedrigend für den Bettler, halte mich jedoch aus der Sache heraus.

Nach diesem Ereignis sitzen der Beamte und ich an einem Fensterplatz nahe dem Eingangsbereich des Waggons und sprechen weiter miteinander. Der Beamte raucht sich eine Zigarette an, deren Marke mir unbekannt ist. Ich frage ihn, ob er sich seine Zigaretten selber stopfe, weil die Asche so weiß-schwarz gepunktet ist wie ein Ameisenkuchen. Er verneint, denn das sei ihm zu kompliziert. Daraufhin fragt er mich, ob ich einen Zug probieren wolle, und will mir die Zigarette reichen. Ich lehne jedoch ab, denn es ekelt mich vor diesem Beamten.

LXXIII. Endlosschleife

Ich wache auf in dem Bett meines Elternhauses. Es ist mitten in der Nacht; ich versuche, meine Nachttischlampe einzuschalten, doch sie funktioniert nicht.

Ich drücke den Schalter mehrere Male, doch kein Licht geht an.

Ich gelange zu der Überzeugung, dass ein Stromausfall der Grund dafür sein müsse, und stehe auf, um meine Eltern darüber zu informieren. Ich gehe aus meinem Zimmer und ins Schlafzimmer meiner Eltern. Sie schlafen bereits in dem nachtdunklen Raum.

Ich versuche, sie aufzuwecken, indem ich sie anspreche; mein Vater wacht mürrisch auf und schmeißt einen Polster nach mir. Auch meine Mutter wacht auf und fragt mich, was ich wolle.

Ich antworte ihr, wir hätten einen Stromausfall.

Ich wache auf in dem Bett meines Elternhauses. Es ist mitten in der Nacht; ich versuche, meine Nachttischlampe einzuschalten, doch sie funktioniert nicht. Ich drücke den Schalter mehrere Male, doch kein Licht geht an.

Ich erinnere mich, dass ich von genau diesem Augenblick geträumt habe. Also stehe ich auf, um meine Eltern über den Stromausfall zu informieren. Ich gehe aus meinem Zimmer und ins Schlafzimmer meiner Eltern; sie sind wach und reden miteinander.

Schlaftrunken versuche ich ihnen mitzuteilen, weswegen ich zu ihnen komme, doch ich kann nur stammeln. Ich schaffe es jedoch, ihnen schlecht und recht meine Vermutung mitzuteilen, dass wir einen Stromausfall hätten, woraufhin meine Mutter mir sagt, ich wäre bereits vor ein paar Minuten zu ihnen gekommen und hätte ihnen genau das gesagt.

Ich wache auf in dem Bett meines Elternhauses. Es ist mitten in der Nacht; ich versuche, meine Nachttischlampe einzuschalten, doch sie funktioniert nicht. Ich drücke den Schalter mehrere Male, doch kein Licht geht an.

Ich erinnere mich an meine beiden vorangegangenen Erlebnisse und sehe, dass ein grünes Licht in jener Zimmerecke leuchtet, in der mein Rucksack steht. Ist das Licht an diesem angebracht?

Ich bekomme es mit der Angst zu tun! Was geht hier vor? Was geschieht hier? . . .

Ich stehe in der Toilette meiner Großmutter, sie ist jedoch seitenverkehrt aufgebaut. Ich schaue mich in den Spiegel und erkenne, dass meine Haare auf der einen Seite länger sind.

Ich habe Angst und währenddessen überlege ich, was ich in mein Traumtagebuch schreiben sollte. Sollte ich aufzeichnen, dass ich geträumt habe, mein alter Werklehrer habe kleine Kinder angesprochen, dass sie mit ihm gingen. Ist er ein Pädophiler?

Ich habe Sorge, ich könnte meine Träume vergessen, ehe ich sie aufschreibe.

Ich blicke wieder in den Spiegel und wundere mich über meine Haare, die auf der einen Seite zu lang sind. Ich sehe im Spiegel auch meinen Hinterkopf. Verändern sich meine Haare?

Plötzlich krümme ich mich vor Schmerzen! Ich bäume mich auf, mein Rückgrat beschreibt einen Bogen. . . .

und ich wache auf.

LXXIV. Gefährlicher Einsatz

Ich bin der Leiter einer bekannten Spezialeinheit aus dem Fernsehen. Ich jage einen Serienmörder.

Ich sitze mit meinem älteren Kollegen, einem Italiener, im Auto, bei uns ein Verdächtiger. Wir fahren jedoch zum wahren Täter.

Wir kommen in eine Art Hof, umstanden von großen, bereits im Verfall begriffenen Gebäuden. Plötzlich ertönen Schüsse und der Verdächtige fällt tot zu Boden.

Mein Kollege sucht Deckung, während wir beide unsere Pistolen ziehen. Rings um uns erscheinen Menschen in den blinden Fenstern der Gebäude, schwer bewaffnete Menschen. Sie schießen auf uns mit Gewehren, Maschinenpistolen und stationären Geschützen.

Ich stehe frei und schieße ebenfalls auf sie. Sie treffen mich nicht, doch ich treffe jeden einzelnen von ihnen, doch keiner geht zu Boden.

Ich erkenne, meine Feinde sind bloße Attrappen, Roboter, und ihre Waffen sind ebenso unecht. Sie schießen nicht wirklich. Ich lache ob dieser Erkenntnis.

In der Ferne erscheint der Serienmörder in einem verfallenen Türrahmen. Er lacht mich aus. Ich ziele

mit meiner Pistole, drücke ab, doch ich habe keine Munition mehr.

Der Serienmörder hetzt einen seiner Schergen auf mich, ein korpulenter Hüne, der mit einem Messer schnell auf mich zuschreitet.

Ich kenne diese Szenerie, so war es auch beim ersten Mal. Ich erinnere mich, wie ich, am Boden liegend, den Todesstoß des Hünen empfangen.

Ich sehe mich um. Am Boden liegen eine Axt, ein Messer und eine Grillgabel. Ich entscheide mich für die Grillgabel.

Der Hüne ist bei mir angelangt, er rammt mir das Messer in meinen Oberschenkel, doch ehe er es wieder herausziehen kann, ramme ich ihm die Grillgabel in seinen Hals!

Blut entweicht der Wunde und mit einem verständnislosen Ausdruck in seinen Augen sinkt der Hüne zu Boden.

Auch ich setze mich und ziehe mir das Messer aus dem Oberschenkel. Es sind höllische Schmerzen, die meinen Leib durchzucken, doch ich ertrage sie.

Ich hoffe, der Rest der Spezialeinheit wird bald eintreffen.

LXXV. Ein folgenreicher Autounfall

Zusammen mit meinem guten Freund, dem Buchhändler, und meiner guten Freundin, der Schneiderin, fahre ich vom Burgenland nach Hause.

Wir waren dort auf einer kulturellen Veranstaltung. Der Buchhändler fährt, wir sitzen gemütlich in seinem massigen Oldtimer. Natürlich brauchen wir das

Navi, da wir uns in diesen unbekanntem Gefilden nicht auskennen.

Das Navi führt uns jedoch mitten in ein momentan im Bau befindliches Einkaufszentrum. Der Buchhändler steuert seinen Wagen in den Rohbau, das Navi weist ihm seinen Weg durch die bereits zu erahnenden Gänge.

Allerdings wird unser Fahrer bald etwas übermütig und fährt waghalsige Manöver, lässt seinen Wagen hin und her sausen und schaukeln, macht Drifts, fährt ihm Kreis umher. Ich mache ihn auf ein Loch im Boden aufmerksam, doch er achtet nicht auf mich, während die Schneiderin mit erklärt, dass dieses Loch im Boden viel zu klein sei, als dass darin ein Rad des Wagens stecken bleiben könnte.

Waghalsig und gefährlich rasen wir weiter durch den Rohbau, bis wir plötzlich in einen Abgrund hineinfahren! Mit der Schnauze des Wagens voran stürzen wir hinein, und mir wird schwarz vor Augen. . . .

Ich wache langsam auf.

Über der Unfallstelle stehen einige Sanitäter im Kreis, die uns bergen wollen. Mich zerren sie als erstes aus dem Autowrack, da ich offenbar am leichtesten zu erreichen bin.

Sie schnallen mich an einer Trage fest, isolieren meinen Körper und fahren mich solcherart festgeschnürt zu ihrer improvisierten Untersuchungsstation. Dort steht ein provisorisches Röntgengerät zur Voruntersuchung.

Ein paar Sanitäter kümmern sich um mich, während der Rest beginnt, meine beiden Freunde zu bergen.

Ich werde in die Röhre des Röntgengeräts geschoben; plötzlich macht ein Sanitäter einen Aufschrei und kramt in meinen Hosentaschen nach meinem Handy und meiner Geldbörse, schließlich dürfen ja keine Metallgegenstände mit hinein in die Röhre. Er zieht die Gegenstände schnell aus meinen Taschen und mir fällt ein, dass ich doch eine Zahnsperre trage! Ich rufe und will den Sanitäter darauf aufmerksam machen, doch dieser meint, die Sperre wäre nicht so schlimm.

Das Röntgen beginnt und ist in einigen Augenblicken abgeschlossen.

Ich werde wieder aus der Röhre hinausgezogen und meine Isolation wird gelockert. Ich lasse meine Beine über die Seitenränder der Trage baumeln.

Mir fällt ein, dass ich ja noch immer meine Armbanduhr mit dem schwarzen Lederband trage. Sie funktioniert nach dem Röntgen natürlich nicht mehr. Ich mache den Sanitäter darauf aufmerksam, und dieser nimmt mir die Uhr ab, magnetisiert sie und gibt sie mir funktionstüchtig wieder zurück.

Die andere Armbanduhr, die ich auf dem rechten Handgelenk trage, und die durchgehend aus glänzendem Metall besteht, funktioniert schon seit Jahren nicht mehr.

Mir wird gesagt, ich dürfe nun aufstehen und mich auf einen nahestehenden Sessel setzen.

Wir befinden uns in einem Raum des Rohbaus, Werkzeugkisten und alte Kästen stehen herum, sowie alte Sessel, die bereits etwas wackelig sind. Alles ist staubig.

Mein ganzer Körper tut mir weh: meine Wirbelsäule fühlt sich irgendwie geschwollen an, ich bin wackelig auf den Beinen und auch meine Nase fühlt sich seltsam deformiert an. Ich setze mich auf einen der wackeligen Sessel und suche nach meinem Handy. Ich finde es auf einem nahestehenden Beistelltisch liegend und rufe sofort meine Liebste an, um ihr zu erzählen, was passiert ist. Sie reagiert schockiert, doch ich versichere ihr, dass ich in Ordnung sei. Eine pummelige Sanitäterin mit schwarzen Haaren und rundem, freundlichem Gesicht tritt an mich heran und bedeutet mir, sie wolle meinen Blutdruck messen; also beende ich das Gespräch.

Sie schnallt mir das Messgerät um den Arm, drückt ein paar Knöpfe, und im Nu zeigt ein auf der Manschette angebrachtes Display außerordentlich niedrige Werte an, von welchen ich nur die Zahl 11 erkennen kann. Mein Blutdruck ist viel zu niedrig.

Ich frage, ob ich denn in Ordnung sei, ob beim Röntgen irgendetwas herausgekommen sei. Meine beiden Freunde sind in der Zwischenzeit auch geröntgt worden und so braucht der zuständige Sanitäter einen Augenblick, um mein Ganzkörperrentgenbild herauszusuchen. Ich sehe, meine Hüfte und andere wichtige Knochen meines

Körpers sind grün eingefärbt, andere orange. Das Bild ist recht kunstvoll.

Ein anderer Sanitäter, mit blonden Haaren und breiten Schultern, erklärt mir, bei einem perfekten Körperbau, wie dem meinen, und wenn mir nichts zu sehr weh tue, dann sei wahrscheinlich nichts gebrochen. Sicher kann man sich jedoch natürlich erst nach der richtigen Untersuchung im Krankenhaus sein, zu dem wir nun aufbrechen würden.

Meinen beiden Freunden geht es übrigens auch nicht schlecht, sie können beide gehen, ohne wackelig oder gar zu mitgenommen zu erscheinen.

Mir wird gesagt, ich dürfe auch gehen, wenn ich Lust dazu hätte, und ich will auch gehen. Also versuche ich aufzustehen, brauche jedoch Hilfe dabei. Außerordentlich wankend gehe ich die ersten Schritte mit den Sanitätern, neben mir die schwarzhaarige Sanitäterin, die auf mich einredet und mir sagt, ich solle lieber mit einem Rollstuhl transportiert werden. Außerdem würde ich sitzend viel redseliger und lustiger sein, weil ich mich nicht aufs Gehen konzentrieren müsste.

Nach ein paar Sekunden sehe ich das auch ein. Ich kann nicht gerade gehen, jeder Schritt tut mir weh. Ich frage mich, ob ich morgen mein Krafttraining absolvieren werde können. Und so lasse ich mich überreden.

Aus einer Ecke des Rohbaus wird ein roter, zusammenklappbarer Rollstuhl geholt und ich setze mich darauf. Die Sanitäterin beginnt, mich zu schieben, und nach einigen Metern dreht sie auf ihrem MP3-Player ein Lied aus einem

bekanntem Disneyfilm auf. Doch es ist das Cover einer Metalband, wie sich bald herausstellt.

Dies ist der Beginn einer weiteren waghalsigen Fahrt. Die Sanitäterin schiebt mich schnell vorwärts; bei einem wendeltreppenartigen Abgang ist sie so schnell unterwegs, dass ich uns mit der Hand am Geländer festhalten muss, damit wir nicht abstürzen!

Durch diese Aktion haben wir dann die restliche Gruppe verloren, und das Lied spielt immer noch.

Dann fahre ich alleine weiter; ich habe nun den MP3-Player der Sanitäterin in Händen, der gerade ein neues Lied zu spielen beginnt. Es ist ein Rocksong, den ich sehr gerne höre, und ich bleibe in einem kleineren, ebenfalls verstaubten Raum des Rohbaus stehen, bis die Gruppe mich einholen kann.

Nach und nach trudeln die anderen ein, die Sanitäter und meine Freunde. Der Buchhändler ist der erste, der mich erreicht, und als er das Lied hört, das gerade aus den Lautsprechern, des MP3-Players dringt, sagt er mir, ich solle diesen Scheiß abdrehen.

Er beginnt sich über die Gesangstechniken der Frontmänner solcher Bands zu echauffieren, die sich mit dem ganzen Grölen und ähnlich gearteten Gesangkünsten die Stimmbänder kaputt machen würden; er unterstreicht dies mit einer aufgebracht gestikulierten Geste.

Ich argumentiere dagegen, meine, es komme einfach auf die richtige Technik an, damit man auf so eine Art singen

könne, ohne sich die Stimme kaputt zu machen. Es entbrennt eine heiße Diskussion, in die sich schließlich ein glatzköpfiger Sanitärer mit länglichem Gesicht und seltsamem Ohrpiercing einmischt. Dieser pflichtet mir bei und erklärt, dass der Frontmann der Metalband, in der er spielt, ab und an die richtige Technik beherrsche.

Währenddessen hat sich ein anderer Sanitärer an den verstaubten, klavierähnlichen Kasten gesetzt, der unweit von unserer Dreiergruppe steht, und spielt nun darauf eine unheimliche Melodie, während die restlichen Sanitärer aus unserer Gruppe in den Raum kommen.

Ende
des zweiten Buches der
Traumgeschichten